

DER HERZSCHLAG GOTTES FÜR DIE WELT –

Die Mission der Kirche als ‚solidarische Karawane‘

Otto Neubauer, Pastoraltagung Bozen-Brixen, 20. Sept. 2024

INHALT:

Lernerfahrungen - echte Begegnungen verändern

- I. Gottes Herzschlag für ALLE*
- II. Die Mission als WEG-GEMEINSCHAFT*
- III. Die große SAMMLUNG – die ‚Solidarischen Karawane‘*

Vorbemerkungen:

Ich möchte einfach Lernerfahrungen mit Ihnen teilen – von den letzten drei Jahrzehnten Begleitung missionarischer Prozesse, Pfarrmissionen und Dialogprojekte im ganzen deutschsprachigen Raum. Das Programm dahinter nennt sich „Mission Possible“. Drei wesentliche Konsequenzen werde ich schließlich für unsere Begegnung und für das Heute unserer aktuellen kirchlichen Mission hervorheben. Gleich vorweg gestehe ich meinen sehr persönlichen und womöglich banalsten Lernprozess: Ich habe viel zu lange gebraucht, um zu verstehen, dass die wohl häufigste Aussage, die mir in den verschiedensten Gemeinden und Diözesen entgegenkam: „Aber bei uns ist alles anders!“ so eine tiefe Wahrheit hat. Jede Begegnung, jede Pfarre, jede Diözese ist einmalig und einzigartig – weil jeder Mensch einzigartig und unverwechselbar ist. Wir werden hoffentlich in dieser Reflexion sehen, warum dies wesentlich für unsere Mission ist.

- I. Lernerfahrungen bei Pfarrmissionen: echte Begegnungen verändern zuerst uns:
*Wo würde Jesus heute hin gehen?***

Als wir mit der Evangelisations-Akademie der Gemeinschaft Emmanuel in den 90er-Jahren mit Pfarrmissionen neuen Stils in verschiedenen österreichischen und deutschen Diözesen starteten, hat es trotz vieler schöner Worte über das Laienapostolat eine Zeit gebraucht, bis wir zur Einsicht kamen, die Pfarrgemeindemitglieder selbst ganz und gar als ‚Akteure‘ ihrer eigenen Mission zu verstehen. Schließlich stellten wir Ihnen immer wieder dieselbe Frage: *Wo*

würde denn Jesus in ihrer Gemeinde hingehen? Was würde er tun? Verblüffend war für uns die Klarheit ihrer Antworten – bis heute. Sie nannten genau jene Adressatengruppen, die auch heute Papst Franziskus nachdrücklich und wiederholt als die ersten in der Mission nennt: die „Armen“, „Kranken“ und die „Sünder“ (hier in biblischer Terminologie). Für nicht wenige Gemeindemitglieder war es wie ein heilsamer Schock, aber auch faszinierend, nun tatsächlich selbst anstelle Jesu aufzubrechen und das gewohnte, oft allzu geschlossene kirchliche Milieu zu verlassen. Immer waren es in den Landgemeinden das Dorf-Café, die eine Bar, der Heurige oder die Buschenschank, eine Klein-Disco u. a., die bei diesen neu initiierten Begegnungen und Gesprächen über „Gott und die Welt“ zumeist mit vielen Besucher:innen überfüllt waren. Nur selten waren es kirchliche Räume. Offenbar brauchte es Orte, wo man frei darüber sprechen kann, was das Leben tagtäglich ausmacht. Wir lernten, einander Lebens- und Glaubensgeschichten zu erzählen. Ob der Tankwart, der Landwirt oder die Friseurin des Dorfes: Sie machten die Erfahrung: „Da kann ich ja auch mitreden“! Ja, es ging tatsächlich um ihr Leben – und um Gott! Dazu kamen Tischgemeinschaften mit denen, die niemand beachtet hat, mit den Obdachlosen und anderen Bedürftigen. Wir lernten schlicht neu zuzuhören, wie Karl Kraus es formuliert: „Hab’ ich Dein Ohr nur, find ich schon mein Wort!“

Später, in der Großstadt Wien, starteten wir im legendären Wiener Café Hawelka etwas nervös mit sogenannten „Nachtgesprächen über Gott & die Welt“. Und wieder füllten sich wundersam diese Orte – wandernd von einem Café ins andere, in denen Atheist:innen und Agnostiker:innen mit Christ:innen in einen Dialog traten. Wir lernten mit Menschen anderer Weltanschauungen und Lebenswelten in einen wohlwollenden Austausch zu treten und Gott zur Sprache bringen - in aller Diversität. Die eigentliche Herausforderung wurde immer deutlicher, wir in all der Unterschiedlichkeit vor allem Gemeinschaft gestiftet wird. Eine bekannte TV-Moderatorin beispielsweise, die wie viele andere aus der Kirche ausgetreten war, brachte es Jahre später bei einer Interviewfrage, wie sie denn diesen großen weiten Graben von Kirche und Welt überwinden konnte, auf den Punkt: „Ich versteh’ die Frage nicht, das ging ganz einfach *direkt von Herz zu Herz!*“

Bemerkenswert war außerdem, dass bei all diesen Missionsprojekten auch die Einladungen zu bestimmten Gebetsmomenten – wenn auch anfangs zögerlich und abwartend – schließlich doch mit Dankbarkeit angenommen wurden. Wenn zwischenmenschliches Vertrauen gewachsen war, wagte man auch Schritte in eine Kirche. Vor allem die sogenannten „Abende

der Barmherzigkeit“ fanden zunehmend Anklang, die nicht selten zu einer Entdeckung einer persönlichen Begegnung mit Jesus Christus wurden und eine neue Art einer Gebetsschule.

Es gab auch sehr schwere Momente. Begegnungen, denen wir eigentlich zunächst aus dem Weg gehen wollten, weil wir zu viele Schwierigkeiten fürchteten. Nur gut 100 Meter von unserer Akademie entfernt tummelten sich all die Weltstars bei der schrillsten und glamourösesten Party des Jahres am Wiener Rathausplatz. Für die einen galt der Gründer dieses größten europäischen Mega-Aidshilfe-Events, Gery Keszler, als großer Wohltäter, für andere aber stand er mit seinem Ball für ein ausschweifendes Leben wie im biblischen Sodom und Gomorra. Trotz vieler Widerstände - vor allem meiner eigenen - wagten wir es, Herrn Keszler zu einer Begegnung mit Kardinal Schönborn einzuladen, ohne Scheinwerferlicht, nämlich bei uns zuhause mit der großen Familie und Freunden. Ein Abend zusammen um einen Tisch und zwei lange Lebensgeschichten. Als Gastgeber mussten wir schon bei dieser ersten Begegnung zutiefst beschämt eingestehen, dass Gery Keszler so gar nicht unseren (Vor-)Urteilen entsprach. Er überraschte uns mit seiner Offenheit, seiner ernsten Suche nach Wahrheit und Liebe und nach der Begegnung mit Gott. Es gleicht einem Wunder, was in den vielen Zusammenkünften inzwischen passiert ist. Und das gleichzeitig Schmerzliche an dieser Geschichte ist die Kehrseite der Medaille: sobald dies an die Öffentlichkeit drang, ging - und das bis heute - weltweit aus christlichen Kreisen ein Shitstorm über Internet auf den Kardinal und auf uns – und auf Gery Keszler los. Dieser Hass aus dem kirchlichen Binnenraum hat mich tief erschüttert. Aber trotz so vieler ungeklärter Fragen – war für uns der Geist Gottes spürbar, der scheinbar unüberwindbare Gräben überwinden kann und Freundschaften stiftet, die nur Gott ermöglichen kann.

Mit großer Dankbarkeit dürfen wir heute feststellen: Wie viele Freundschaften sind aus all diesen Begegnungen und ‚Erzählgemeinschaften‘ erwachsen, wie groß doch das Netz an Verbundenheit quer durch alle Gesellschaftsschichten! Und wie viele auch einen Weg des Glaubens begonnen haben! Wie oft wurden wir vom Gastgeber zum Gast bei anderen! Und worin liegt nun der Erfolg, oder geistlicher gesprochen, die Fruchtbarkeit? So jedenfalls haben uns gerade die binnenkirchlichen Leute kritisch angefragt. Ganz offen gesprochen: unsere Gäste sind zumeist nicht in unsere ‚Box‘ gesprungen, d.h. nicht wieder in die Kirche eingetreten, nicht zwingend in unseren Gebetsgruppen erschienen. Das hat nicht wenige enttäuscht. Und es stellt weitere Fragen.

Unser Lernprozess könnte nicht besser zusammengefasst werden als Mutter Teresa ihr eigenes Lernen durch ihre Mission beschreibt: „**Anfangs glaubte ich, bekehren zu müssen. Inzwischen habe ich gelernt, dass es meine Aufgabe ist, zu lieben. Und die *Liebe bekehrt, wen sie will!***“ Niemand möchte nämlich Objekt unserer Mission sein (Benedikt XVI.). Nicht Misstrauen und Skepsis gegenüber einem Andersdenkenden kann unser Ausgangspunkt sein, nicht das Besiegen oder gar Überwältigen der Anderen mit Argumenten. Nicht Anklage oder Urteil, sondern der Blick Jesu steht am Anfang: „Als er die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ (Mt 9,36) Erst das führte uns Schritt für Schritt zu der Gewissheit, dass in jedem Menschen ein Schatz verborgen ist. Eine Kollegin nannte es ihre neue Bekehrung: diese Freude am Menschen! Am Wunder Mensch, ganz konkret, Gesicht um Gesicht, Name um Name!

II. Gottes Herzschlag für ALLE

Warum wiederholt Papst Franziskus in den gut zehn letzten Jahren seines Pontifikates kein Wort öfters als „TUTTI“ (senza eccezione)? Die Einengung des Adressatenkreises widerstrebt ihm: „Gottes Liebe gilt nicht nur einem Grüppchen, nein, allen! Merkt euch dieses Wort gut im Kopf und im Herzen: alle, alle, ohne Ausnahme!“ Offensichtlich haben wir diese Wahrheit in ihrer ganzen Tiefe vergessen. Franziskus warnt unentwegt vor einem verkehrten Elite-Denken. Wir würden sonst wie die Pharisäer sein, die eigentlich das sogenannte Volk verachteten. Die Pharisäer hätten nämlich nicht verstanden, warum Jesus mit den Zöllnern und den Sündern zu Tisch saß. Beim Weltjugendtag in Lissabon hat der Papst wieder erstaunlich energisch und mit Nachdruck (diesmal in spanischer Sprache) den Jugendlichen zugerufen: „Seid allergisch gegen die Falschheit in der Kirche. Weil, in der Kirche ist Platz für alle! Keiner kann sich nach vorne drängen; wir sind alle gleich! Und das sagt Jesus ganz deutlich, wenn er die Apostel ausschickt, um sie zum Gastmahl zu rufen: bringt sie alle, alt und jung, Sünder und Gerechte! In der Kirche ist Platz für alle! TODOS! TODOS! TODOS!“

Warum diese radikale Weitung des Adressatenkreises so entscheidend ist, hatte interessanterweise auch schon Hans Urs von Balthasar extra zugespitzt und dabei Karl Rahners bekanntes Denken von der „Pflicht, für alle zu hoffen“, weiter vertieft: „Wer mit der Möglichkeit auch nur eines auf ewig Verlorenen außer seiner selbst rechnet, der kann kaum *vorhaltlos lieben*“. Die schwerste Anforderung der Liebe für alle, die man sich denken könne,

sei: „den Entscheid für eine Geduld, die grundsätzlich *niemanden aufgibt*, sondern *unendlich lange* auf den anderen *zu warten bereit* ist...“

Als ich meine Frau kennenlernte, sagte sie mir, dass sie kein Interesse an Gott habe. Ich musste lernen, zu warten und vor allem mich zuerst bekehren, um wirklich „absichtslos“ zu lieben. Ich hoffte natürlich auf ein Wunder, weil meine Verliebtheit nicht enden wollte. Zumindest wollte ich glauben, dass Gott ja wirklich ein menschliches Herz, ein Vater-/Mutter-Herz hat. Dann muss er auch um jedes seiner Kinder ringen und für jede:n hoffen! Beim Propheten Jesaja lesen wir genau das: „Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, ohne Erbarmen sein gegenüber ihrem leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergisst: Ich vergesse dich nicht!“ Es ist zuerst Gott selbst, der niemanden vergisst. Es ist zuerst Seine Sehnsucht. Als meine Frau schließlich zwei, drei Jahre später den Weg des Glaubens tatsächlich begonnen hatte, meinte sie: „Ja, aber diesen Geschmack der Liebe kannte ich natürlich schon früher. Ich wusste nur nicht, dass dies etwas mit dem Glauben der Kirche zu tun haben könnte.“ Interessant ist zu beobachten, dass heute nicht wenige in der Musikwelt - wie u. a. Billie Eilish - diese verborgene Sehnsucht nach einem Zuhause, das allerdings gar nicht religiös konnotiert sein muss, mit Liedern wie „I don't wanna be lonely...“ zum Ausdruck bringt. Mit dieser Großherzigkeit des Adressaten-Kreises für jedwede Begegnung steht und fällt aber auch unser Christsein: „Wenn ihr *nur die liebt, die euch lieben*, welchen Dank erwartet ihr dafür? Auch die Sünder lieben die, von denen sie geliebt werden.“ (Lukas 6,32)

III. Unsere aktuelle Welt voller Furcht braucht gerade jetzt Herzensnähe

Was heißt das für unsere gesellschaftlichen und kirchlichen Dynamiken? Wenn wir aktuelle Zeitdiagnosen beobachten, fällt auf, dass nicht nur in frommen Kreisen - in diesen allerdings mit Nachdruck - nicht selten von einer „dunklen Zeit“, einer sehr „verwirrten“ oder „verrückten Zeit“ o. ä. gesprochen wird. Der Schriftsteller Viktor Martinowitsch aus Belarus hat einen bemerkenswerten apokalyptischen Roman mit dem Titel ‚Nacht‘ geschrieben. Auf beeindruckende Weise macht er deutlich, wie zerbrechlich heute die Begegnungen in Gesellschaft und Politik geworden sind. Seine Beobachtungen fasst Martinowitsch so zusammen: „*Es ist eine Welt der Furcht, in der alle sich in Höhlen verkriechen, weil man sie vor den Monstern warnt, die angeblich draußen lauern.*“ Nach meinem Empfinden ist dieses Verkriechen in ‚Höhlen‘ heute ein sehr ernst zu nehmendes Phänomen. Ich beobachte

Rückzugstendenzen allerorts auf unterschiedlichsten Ebenen, sie passieren in der Breite wie in der Tiefe unserer Gesellschaft.

Muten wir uns doch einen Blick zurück in die Mitte des 20. Jahrhunderts zu, auch mit einem eher spirituellen Zugang: wenn man schon von einer wahrlich ‚dunklen Zeit‘ sprechen will, dann war es mit Sicherheit die Zeit des zweiten Weltkriegs mit dem bis heute unfassbaren Holocaust. Und genau in diese Zeit hinein veröffentlichte 1944 der große Theologe und Kulturphilosoph, Hans Urs von Balthasar, ein ganz erstaunliches Büchlein: „Das Herz der Welt“. Er macht angesichts der Not eine ganz klare Ansage. Er greift einfach den Missionsauftrag Jesu auf und verwehrt sich schon ganz grundsätzlich gegen jede Form des Rückzugs: „Gehet hinaus in die äußerste Finsternis, tragt meine Liebe als Lämmer unter die Wölfe, tragt meine Botschaft zu denen, die in Dunkel kauern und in Schatten des Todes. Nur Schicksal wäre das Leben, nur Trauer diese Zeit, alle Liebe nur Vergänglichkeit, wenn nicht der Puls des Seins im ewigen, dreifaltigen Leben schläge.“ (Hans Urs von Balthasar, 1944). Balthasar nimmt dabei ebenso wie Martinowitsch auf eine Art Höhle Bezug: „Geschlossen und wohlgepanzert war von allen Seiten die Welt ... *Augen hatte sie keine nach außen*, den all ihre Blicke waren zu sich nach innen gerichtet...“ Die Höhle, in die man sich verkriecht, sei im Grunde wie ein Spiegelsaal. Man sieht eigentlich immer nur sich selbst. Es kommt zu keiner Begegnung. Und in dieser Gefangenheit der wohlgepanzerten Selbstbezogenheit sei nach Balthasar schließlich entscheidend Göttliches passiert, dass die ‚unergründliche List‘ der Liebe Gottes eingriff, nämlich: „*einzutauchen wie Jonas in den Bauch des Ungeheuers* und vorzudringen bis zur innersten Zelle des Todes... so tief wollte er sinken, dass alles Fallen künftig in ihn hinein wäre.“ Was tut Gott? Er bekämpft nicht die Wölfe oder diverse Ungeheuer von außen, sondern wie wir es bei Jona kennen, lässt er sich in den Bauch des Fisches hinein. Es scheint gleich einer *List der Liebe*, gänzlich unerwartet. Er geht ins Innerste des Dunkels, also *nicht distanziert* von außen heran. Er geht ganz und gar in unsere, in meine Welt hinein, ins Innerste, in unsere Not, in unsere Ungeheuer, um unsere Bitterkeit zu berühren. Das *Mittel* ist dabei entscheidend: „Aber noch ist Gottes Plan und List nicht vollendet; es fehlt noch das mittelste Stück. Es fehlt noch das Mittel, einzudringen in das Innerste der Welt, um sie von innen her zu verwandeln, der Talisman, um das verriegelte Tor zu erbrechen. Da erschuf er sein Herz und stellte es in die Mitte der Welt. *Ein menschliches Herz.*“ Gott ist demnach tatsächlich „schwach geworden“, hat sich entblößt und ein schutzloses Herz angenommen. Weil eben nur ein schutzloses Herz lieben kann. Das entwaffnet. Es verzichtet auf weltliche Macht. Er setzt sich aus und macht so

eine Begegnung von Gott zu Mensch möglich, von Herz zu Herz. Vom Verwundbarsten soll alles ausgehen.

Und genau hier passiert auch das Wunderbarste, das den Menschen letztlich rettet, nämlich dass ihm Vergebung geschenkt wird! Das ist der Turning Point. Aber so oft wir das auch gehört haben, so wenig scheint es heute bewusst, dass von diesem vergebenden Herzschlag eigentlich alles ausgeht. Auch für unsere Zeit scheint die Barmherzigkeit offensichtlich am schwierigsten anzunehmen zu sein, so Papst Franziskus. Wir erinnern uns, wie oft doch die Jünger Jesu bei diversen Tischgemeinschaften von den Dialogen ihres Meisters verwirrt wurden und irritiert waren, dass Jesus quasi so viele Male *vorauseilend vergeben* hat. Als eine Frau schlechten Rufes alle Grenzen des Anstands ignoriert, sich mitten in die Männerrunde begibt und Jesus zärtlich berührt und küsst, fehlen ihnen die Worte. Nur in ihren Gedanken kämpfen sie mit dem schier Unglaublichen: weiß denn Jesus wirklich nicht, wer diese Frau ist! Was zu weit geht, geht zu weit! Aber auch ihnen hilft Jesus zu verstehen: „Wem aber nur *wenig vergeben* wird, der *zeigt auch nur wenig Liebe*. Dann sagte er zu ihr: Deine Sünden sind dir vergeben. (...) Dein Glaube hat dir geholfen. Geh in Frieden!“ (*Lukas 7,47-48.50*). Und dieser gütige Blick ist für unsere aktuelle Pastoral essenziell, wenn nicht der Schlüssel überhaupt. Erst der Blick der Vergebung schafft eine neue Welt. Deshalb und nur deshalb gibt es ausnahmslos Hoffnung für jeden!

IV. Die Mission als WEG & Weg-Gemeinschaft von Freunden

In welche Richtung geht nun der Weg der Kirche? Ich möchte hier keine kirchenpolitische Diskussion zwischen Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus lostreten, aber von beiden habe ich auf je eigene Weise etwas so Wesentliches für diese Art der Mission gelernt. Ich werde eine persönlich erlebte Auseinandersetzung mit Benedikt XVI. nicht vergessen, die für mich bis heute prägend ist: eine theologische Diskussion mit ihm und seinem „Schülerkreis“, zu der ich 2011 eingeladen wurde und an der ich als Gastredner in diesem päpstlichen theologischen Forum teilnehmen durfte. Als hätte Benedikt seinen Nachfolger Franziskus mit der „Revolution der Zärtlichkeit“ und seiner Missionsoffensive schon vor Augen gehabt, so hob er in der sehr kontrovers geführten Diskussion geradezu prophetisch hervor, dass die eigentliche Frage der Zukunft der Mission nicht in der Frage bestünde, wie wir die Menschen in die Kirche, in unsere Gemeinschaft, hereinbekämen. Es ginge vielmehr darum,

1.) ob wir wirklich bereit wären, den *Schritt hinaus* zu den Menschen – vom „Tempel“ in den „Vorhof der Heiden/der Völker“ – zu machen.

2.) Vor allem aber, ob wir bereit wären, wirklich *Gemeinschaft zu bilden* mit all den Suchenden, die im ›Vorhof der Heiden (der Völker)‹ sind.

Aber welche Art von „Gemeinschaftsbildung“ meinte denn Benedikt XVI.? Bereits in seiner „Einführung in das Christentum“ wird er sehr deutlich: „Heiligkeit äußerte sich gerade in der Vermischung mit den Sündern, die Jesus in seine Nähe gezogen hat, – *vollendete ‚Schicksalsgemeinschaft‘ mit den Verlorenen*“. Papst Franziskus weitet schließlich den ‚Vorhof‘ nochmals und spitzt sozusagen diese bewusste ‚Suche‘ nach Anteilnahme zu den ‚Rändern‘ hin zu: „...hinauszugehen aus der eigenen Bequemlichkeit und den Mut zu haben, alle Randgebiete zu erreichen, die das Licht des Evangeliums brauchen.“ (EG 20) Es geht also um eine *klare Neuorientierung, eine bevorzugte ‚Wahl‘ unserer Adressaten*. Sie passiert nicht automatisch. Sie bedeutet eine Anstrengung. Nicht umsonst ermahnt der Papst eindringlich: - „*Die Armen sind die ersten Adressaten des Evangeliums!*“ (EG 48) - Zuerst ginge es um „*die Verkündigung an jene, die fern sind von Christus, denn dies ist ‚die erste Aufgabe der Kirche‘ (JPII)*“. (EG 15) Mit dieser eindeutigen Prioritätensetzung der Adressaten dieser universalen Mission fordert Papst Franziskus unsere Kirche extrem heraus.

„Vielmehr habe ich euch Freunde genannt...“

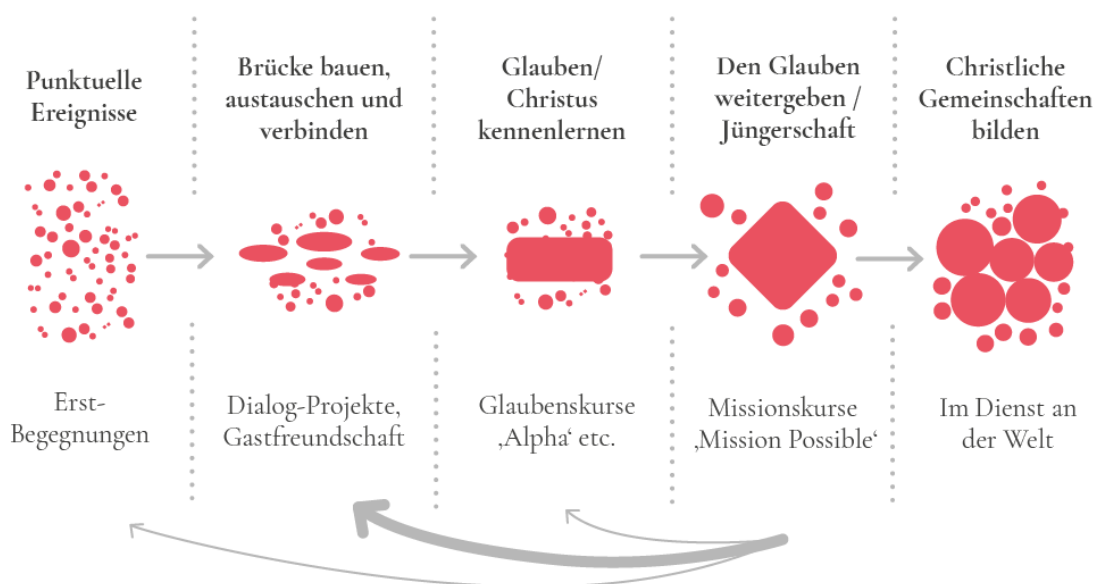
Und jetzt ein Blick in den Binnenraum der Nachfolge. Warum sind denn gleichzeitig die engsten Freunde für die Mission Jesu so entscheidend? Schritt für Schritt lernten wir, dass seine Jünger einfach alles mit ihm teilen. Mit ihm leben sie in Gemeinschaft die Grundbewegung der Sendung/Mission Jesu, der Kenosis: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen.“ (Phil 2, 6-7). Jesus machte sich zum Sklaven, um den Menschen nahe zu sein. Er lebt das natürlich zuerst gegenüber seinen eigenen Freunden, den Jüngern. „Vielmehr habe ich euch Freunde genannt (nicht Knechte!)“ Alles dreht sich um eine Art von ‚Mystik‘ des ‚Mit-Seins‘, um eine Erfahrung von Gemeinschaft, an der man auf unterschiedlichste Weise teilhaben kann - nach innen wie nach außen. Und dabei bleibt immer die ganze Menschheitsfamilie Adressat. Sowohl die Gemeinschaft mit Christus, die sogenannte ‚Jüngerschaft‘ als auch der ‚Dialog mit den Suchenden‘ sind zutiefst aufeinander bezogen, weil

es um vielfältige Partizipation an einer „Schicksalsgemeinschaft“, an einem Zuhause-Sein, an der einen großen Familie Gottes geht!

Für das Heute der Mission lernten wir zweierlei: das „Sowohl - als-auch“

1. Nach innen der Aufbau von ‚Jüngerschaft‘, unmittelbare Nähe und Schicksalsgemeinschaft mit Christus. Er ist der Angelpunkt - und die Brücke! D. h. kleine christliche Gemeinschaften, Gebetsorte, Missionsschulen usw.
2. Und gleichzeitig: Nach außen das Initiieren von weit offenen solidarischen Weggemeinschaften und Dialog-Projekten mitten im säkularen Kontext.

Es ist wesentlich, den Weg-Charakter jeder Mission und damit jedes Glaubensweges Schritt für Schritt ernst zu nehmen. So wie es Zeit braucht, ... „von der Milch bis zur festen Speise“ (Hl. Paulus)!



Nahe am Herzschlag Jesu sein. Wir brauchen diese Intimität

Nicht zu vergessen: Und die Jünger:innen sind ganz nahe am Herzschlag Jesu! Wir haben gelernt, viel mehr und intensiver stille Innezuhalten, um „seh-fähig“ zu werden für das Antlitz CHRISTI in dieser Welt! Sonst sind wir selbst nicht innerlich ‚zu Hause‘ und können andere in kein ‚Zuhause‘ einladen. Wenn wir dieser Welt wieder viel „Stille schenken“ (Beispiel-Projekt), d. h. auch „Fürbitter für diese Welt“ werden, und wirklich einladende, offene Gebetsorte und Gebetsgemeinschaften schaffen, können sich viele andere an solchen „familiären Herdfeuern“ um den Auferstandenen herum wärmen – mal näher und dann wieder etwas entfernter.

V. Die große SAMMLUNG - Die Kirche als „solidarische Karawane“

Schließlich münden all unsere Erfahrungen in eine weitere Lernphase, die unser Verständnis von Kirche und Reich Gottes radikal geweitet haben. Dazu finden wir von Papst Franziskus eine wunderbare Neudefinition des „Pilgernden Volkes“ mit dem interessanten Begriff der „Solidarischen Karawane“ in seinem Schreiben Evangelii Gaudium in Nr. 87. Er spricht von einer Mystik, die alle miteinschließt:

„... wir spüren die Herausforderung, die ‚Mystik‘ zu entdecken und weiterzugeben, die darin liegt, zusammen zu leben, uns unter die anderen zu mischen, einander zu begegnen, uns in den Armen zu halten, uns anzulehnen, teilzuhaben an dieser etwas chaotischen Menge, die sich in eine wahre Erfahrung von Brüderlichkeit verwandeln kann, in eine solidarische Karawane, in eine heilige Wallfahrt.“

In diese Bewegung der Karawane sind wir in den vorhin erzählten Begegnungen gleichsam auf diesen drei Wegstrecken oder Orten bereits hineingenommen worden

in die *chaotische Menge*,

in die *solidarische Karawane* und

in die *heilige Wallfahrt*.

Chaotische Menge meint die unübersehbare Vielfalt an Lebensformen und Weltanschauungen. Größter Wert wird zuerst auf das Zusammenschließen mit anderen gelegt, auf das Aus-sich-selbst-Herausgehen, auf ein solidarisches Leben. Dies wird nicht nur als eine große Quelle der Hoffnung, sondern als ein wahres Heilsereignis wahrgenommen. Jede Form, die sich aus der Selbstbezogenheit hin zum anderen befreit, tut nach Papst Franziskus unglaublich gut.

Bedeutsam ist dabei, dass dies auch für die vielen sogenannten Nicht- oder Andersgläubigen gilt, mit denen wir in der Karawane unterwegs sind. In der ganzen Unterschiedlichkeit der Bekenntnisse ist man in einer Karawane vollkommen voneinander abhängig. Wenn nun echte Solidarität passiert, dann passiert das Unglaubliche: Es ereignet sich eine Wallfahrt, eine Begegnung mit Gott. Diese muss sich nicht zwingend in bekannt geistlicher Form wie einer ausdrücklichen Entscheidung für Christus zeigen. Dennoch ist es wahrlich eine heilige Wallfahrt, eine Ausgießung des Geistes Christi. Es ist ein Weg mit Gott, der womöglich nicht als so heilig erscheinen mag, wenn wir in unseren alten, geprägten Mustern denken. Einigen

wird auf dem Weg in diesen Karawanen eine explizite Beziehung mit Christus geschenkt. Andere aber gehen einfach mit und haben auf ihre eigene Art daran Anteil. Aber sie haben Anteil!

Beide Missionswege gilt es heute mit Entschiedenheit zu gehen: zum einen all die vielfältigen Prozesse zu fördern, die auf einem Glaubensweg zu einer Entscheidung für Jesus Christus und zur Jüngerschaft führen; und zum anderen, den Weg des Dialogs und der „Solidarischen Karawane“ mit Menschen aller Weltanschauungen. So wird ein breites Netz vieler Wege und zwischen vielen Menschen gespannt – in der Mitte von denen zusammengehalten, die direkt an Christus hängen.

Wenn es also stimmt, dass „die Kirche nicht durch Proselytismus wächst, sondern ‚durch Anziehung‘“ (Evangelii Gaudium 14), dann muss doch die Kraft der Liebe aus sich heraus wirken. Ganz praktisch wird all das in der Erfahrung einer schlichten und doch so herausfordernden „Tischgemeinschaft“ sichtbar, damit tatsächlich „Ziemlich beste Begegnungen“ passieren können. All die genannten Begegnungen spielen sich mehr oder weniger immer um den Tisch herum ab – in familiärer und freundschaftlicher Vertrautheit. Nicht besser könnte die Speerspitze unseres erörterten Themas ins Wort gebracht werden, wie Papst Franziskus es tut („Wage zu träumen“, Kösel Verlag):

„Die Schwierigkeit besteht nicht darin, den Armen Essen zu geben, den Nackten zu bekleiden, den Kranken zu begleiten, sondern sich bewusst zu machen, dass der Arme, der Nackte, der Gefangene, der Obdachlose die Würde besitzt, mit uns an unserem Tisch zu sitzen, sich bei uns ‚zu Hause‘, als Teil der Familie zu fühlen. Das ist das Zeichen, dass das Himmelreich unter uns ist.“

Es gibt selten Missionen, die meine Frau und mich mit einer derart inneren Freude und tief dankbar - meist erst gegen Mitternacht - ins Bett fallen lassen. Es sind zwar nicht Obdachlose oder Gefängnisinsassen, aber es geht um unsere monatlichen „Dinner@eight“-Abende in unserer Wohnung, die wir mit unseren Freunden und Bekannten, die großteils mit Kirche wenig zu tun haben, verbringen dürfen. Wie der Name sagt, gibt es ab acht Uhr abends immer ein Essen an einem gemeinsamen Tisch und anschließend kommen wir über eine Bibelstelle miteinander ins Gespräch, obwohl die meisten noch nie in der Bibel gelesen haben. Wir wissen nie genau, wer kommt. Die Gäste könnten unterschiedlicher nicht sein. Jedenfalls bedarf es

keiner Voraussetzungen für unsere Gäste. Und jedes Mal passiert ein kleines oder großes Wunder.

Die Kirche der unzähligen „Tischgemeinschaften“

Die ersten drei Jahrhunderte der Kirchengeschichte und die Zukunft der Kirche könnten womöglich etwas besonders Vertrautes, nämlich Familiäres und Freundschaftliches, gemeinsam haben: die Tischgemeinschaften zuhause! Die Kirche der Hausgemeinschaften könnte mit einer Haltung großherziger Gastfreundschaft unzählige Menschen wieder sammeln. Es braucht eine vielfältige Partizipation an einer „Schicksalsgemeinschaft“, an einem Zuhause-Sein, an der einen Familie Gottes. Es ist die große Sammlung aller Völker, die aber für uns sehr konkret im Alltag passiert. An uns liegt es, möglichst viele in dieser Karawane mitzunehmen und Menschen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft zu begleiten – oder uns selbst von anderen mitnehmen zu lassen.

Aus uns selbst heraus können wir das nicht machen. Es ist ein Werk Seines Geistes – und das voller Überraschungen. Es geht um den ‚Duft‘ des Himmels, der sich in der Welt um uns herum ausbreitet. Es ist der ‚Duft eines großen Festmahls‘, wie Papst Franziskus echte Mission definiert. Am Ende hat der Herr - der ‚die Sünder, nicht die Gerechten‘ gerufen hat - all jenen, die seine erbarmende Liebe annehmen, das Versprechen gegeben: „Er wird sich gürteln, sie am Tisch Platz nehmen lassen und sie der Reihe nach bedienen“ (Lk 12, 37 b).